

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

85 (11.4.1928) Die Mußestunde

braucht man in Weltlichkeit bedeutend länger, nämlich 450 Stunden, etwa 19 Tage.

* **Wieviel wiegt eine Milliarde?** Eine Milliarde wiegt nach einer Auffassung, die wie in einem italienischen Blatte finden: In Silber 5 Millionen Kilo, in Gold 32 580 Kilo, in Tausender-Noten 1780 Kilo, in Hunderter-Noten 11 500 Kilo. Um eine Milliarde zu transportieren, sind, sofern ein Mann ein Gewicht von 100 Kilo tragen kann, 18 Männer nötig für die Tausender-Noten, 115 Männer für die Hunderter-Noten, für das Gold 3225 Männer und für das Silber 50 000 Männer. Und endlich bildet eine Milliarde in Tausendern eine Bibliothek von 2000 Bänden, deren jeder Band 500 Seiten enthält.

Literatur

„Zeitschrift für Musik“. Monatschrift für eine geistige Erneuerung der deutschen Musik. Hauptgeschäftsführer: Dr. Alfred Heuß, Zielgräber-Verlag, Leipzig. Aprilheft. Heftpreis 1,50 M., Abonnementpreis vierteljährlich 4 M. — An erster Stelle verdient aus dem sehr mannigfaltigen Aprilheft der Zeitschrift die wertvolle Musik- und Bildbeilage genannt zu werden. Die erste bringt ein tief empfundenes Oratorium und Alt-Solo, ferner eine 4stimmige Bassions-Gesang aus dem neuen, am 6. April in Ebersfeld zur Aufführung gelangten Bassions-Oratorium „Die Heilandsflut“ von Hermann Grabner, über welches Wert den Lesern in der gleichen Nummer Näheres mitgeteilt wird. Die Bildbeilage bringt zwei originelle, vollständig unbekannte Brahms-Bilder, sowie anlässlich des 60. Geburtstages von Richard Wagner ein Bild dieses berühmten Komponisten, der außerdem noch in einem Artikel gefeiert wird. Eine zweite weitere Aufsätze nimmt Stellung zu zeitgenössischen Musikfragen, so vor allem derjenige des Hauptgeschäftsführers, der sich im Zusammenhang mit einer Betrachtung über den Stand des heutigen Konzertlebens wieder einmal, gelegentlich mit herzzerreißendem Sarkasmus, mit dem Wesen der modernen Musik beschäftigt. Ueber das bekannte Buch von Adolf Weismann „Die Entstehung der Musik“ schreibt der geistvolle Felix Bloch; ferner liest man Aufsätze über „ein Gesprächspiel zwischen Gombold und Alabier“, über „die Stimmführung von Porcile als politische Pantomime“, über die Schwandhausstraße, über „Chorgesang und deutsches Lied in Amerika“, Neues über Clara Schumann, nicht zuletzt aber eine detaillierte und warm geschriebene Würdigung des Dichters Karl Södle und seines Wertes von Paul Walow. Der Vortragsbericht von H. Schmitzberger führt in das innere Reich der Musik, sofern er den Zuhörer an Hand einer längeren Betrachtung über die Gestalt Jesu in Wachs Wachs-ähnlichkeit wieder einmal einen Blick in den geheimnisvollen und großartigen Organismus dieses Wertes tun läßt. — Ein diesmal besonders reiches Verzeichnis, das vor allem die für die Musik und Musikwissenschaftlichen Aufführungen berücksichtigt, vervollständigt das reichhaltige Heft auf glücklichste.

„Gesundheit“. Zeitschrift für geistliche Lebensführung des berufstätigen Volkes. Herausgeber: Hauptverband deutscher Krankenkassen e. V. Berlin-Gesundbrunn, Berlin, 137. — Auch diese Zeitschrift, die in der „Gesundheit“ bringt wiederum einige interessante Artikel und zwar: „Der Arzt Dr. Alfred Korsch“, „Hilfskräften“, „Gesundheitswesen“, Dr. med. Max Grünwald, Dortmund „Das neue Gesetz über den Verkehr mit Lebensmitteln und Bedarfsgegenständen“, Dr. D. Schmalz „Die Hygiene der Holzbearbeitung“, Geschäftsführer Kiedel, Rathenow, „Umsatz und Inhalt der Krankenkassen“, Dr. med. F. Landmann, Dr. Kranenbühl, „Ein Fortschritt in der Säuglingspflege“, Otto Schönlank, „Die Strafen und Gefängnisse von Haus zu Haus“, Kurt Sellbrügge, „Die Kommenden“. Die Zeitschrift wird an den Schaltern der Krankenkassen den Versicherten unentgeltlich ausgehändigt.

Die neue Frauenlebung und Frauenkultur (Verlag G. Braun, Karlsruhe) sucht aus dem Wechselspiel der Form das Bleibende und bringt den Niederschlag der Zeit auch im Modischen in sicheren Zinlen und verlässlicher Auswahl. „Frauenlebung und Frauenkultur“ umfaßt zunächst das Reich in jeder Form und im Sinne des Anfangs vom Innern und Weiteren, vom Morgen bis zum Abend, von der Arbeit bis zum Fest, vom Berufsleben bis zur Hausfrauenarbeit, vom Kinderfeld bis zu dem des jungen Mädchens. Körper, Kleid, Wohnung, Familie, Handwerkskunst, literarisches und wirtschaftliches, Mütterliches und Frauenberufliches, schließlich das zum Ring. Alle diese Fragen kommen im vorliegenden reich bebilderten Aprilheft zur Behandlung, aus dem wir die nachstehenden Beiträge nennen möchten: Vom Sauber der Kunde — Neues Frauenium im Spiegel der Literatur — Frühjahrsmode — Die Pflicht zur Individualität — Kleinigkeiten an modischen Dingen — Welche Ehrenämter bekleidet heute die Frau in der deutschen Gesellschaft — Kunstgewerbliche Frauenberufe — Zeitgemäßes Modikat — Gegenwartsforderungen an die deutsche Hausfrau — Verjüngung — Wilderteil: Frühjahrsmäntel, Kleider und Hüte für Erwachsene und Kinder, Kleider für Aprilwetter, Röcke, Möbel, Blumen, Bänder — Unterhaltungsbeilage: Handwerksbogen. Preis für das Einzelheft 1,20 M., vierteljährlich 3 M. Bezug durch jede Buchhandlung, die Post oder den Verlag G. Braun, Karlsruhe i. B. Probennummern kostenlos.

„Wehrmacht und Sozialdemokratie“. Gerade zur rechten Zeit, da die Reform der deutschen Reichswehr die gesamte Öffentlichkeit in höchstem Maße beschäftigt, erscheint in unserem Parteiverlag F. S. W. Dietz Nachfolger Berlin SW. 68, Lindenstraße 3, eine Schrift des früheren deutsch-österreichischen Wehrministers, des Generals Julius Deutsch über „Wehrmacht und Sozialdemokratie“. Preis kartoniert 2,20 M. Genosse Deutsch, ein feiner Kenner der deutschen Mentalität, zeichnet in den ersten Abschnitten seiner Schrift die unvollständige Entwicklung der Umfuzzzeit und kommt zu dem Ergebnis, daß die deutsche Revolution letzten Endes an dem Gegensatz zwischen passivem Gehörten und revolutionären Notwendigkeiten gescheitert ist. Dieser Gegensatz und Fehler einzelner Verantwortlicher haben mit dazu beigetragen, in der Reichswehr die Reaktion in den Sattel zu heben. Das besondere Verdienst der deutschen Schrift ist es, daß hier einmal positiv zur Wehrfrage Stellung genommen und vor allem gegenüber den nur-Basis-Wehr die Bedeutung eines wirklich demokratisch organisierten Heeres für den Weltfrieden, aber auch als Wachtpostion für Republik und Arbeiterchaft hervorgehoben wird. Ganz besonders lehrreich ist der Vergleich zwischen dem österreichischen Bundeswehr und der deutschen Reichswehr, wobei die demokratische Wehrverfassung Österreichs ausführlich gewürdigt wird, aber auch gleichzeitige Wege für die demokratische Frontumwandlung auf dem Gebiete des Wehrwesens gezeigt werden. Deutsch führt am die Lebensfrage der deut-

lichen Republik, wenn er sich mit den reaktionären Gegnern einer demokratischen Wehrreform und mit den Gegnern der parlamentarischen Kontrolle über die Reichswehr auseinandersetzt. Wo das Wehr in einer Republik nicht dem Parlament untersteht, dort ist es ein Werkzeug von Kurpaloren der kapitalistischen Macht, ist es kein Instrument des Volkes, sondern eine Waffe gegen das Volk. Besser und besser. Photographieren leicht gemacht, 2. Teil, von A. Stiller und A. Baaner. Mit 56 Bildern im Text. Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Preis kart. 1,80 RM. — Wer sich erst einmal mit der Viehhaber-Photographie ernsthaft befaßt, und wenn der 1. Teil erfolgreich über das Anfangsgerüst hinweggeht, der möchte auch weiter eintreten in das überaus handbare Gebiet seiner Viehhabererei. Die Kamera ist kein unzerstörlicher Begleiter, und immer entdeckt er neue Gesichtspunkte, unter denen er aus seinem Können eine Kunst machen möchte. Dazu verhilft ihm „Besser und besser“. Er lernt auch unter weitaus günstigen Aufnahmebedingungen arbeiten. Dem Ausbau der Aufnahmezeit ist darum auch besondere Sorgfalt gewidmet. Damit kommt das Behalten der Negative, das Herausheben und Hervorheben der Einzelheiten. Und zuletzt als Ordnung der Ausbau des Postüberfahrens, das künstlerische Leben und Gelingen eines malerischen Bildauschnitts, sein Hervorheben durch Vergrößerung und das Zonen. Besonders weisen wir auf die überaus anschaulichen und zweckentprechenden Zeichnungen hin, die das Verständnis so erleichtern, daß ein Mißverständnis oder eine Unklarheit ausgeschlossen ist.

Käselecke

Begierbild



Wo ist der Käselecke?

Käsele

Den Gegenlat der Boesje Verkündigt dir das Käselewort, Nimmst du daraus ein Zeichen fort, Entsprang's dem Schiller'schen Genie.

Käseleauslösungen

Itaten-Käsele: Es muß doch Frühling werden.
Scherz-Käsele: Der Gerichstsvollzieher.

Wichtige Väjungen sandten ein: Mina Fuchs, F. Finzer jr., Frau Hedwig Weinreich, Karlsruhe; Friedrich Kischke, M. Gmbieleski, Karlsruhe-Mühlburg; Gustav Moos, Karlsruhe-Darlanoden; Johann Willni, Ottenhöfen; Nachtrag: Frau Marie Budfinger, Rastatt.

Wiß und Humor

Im Schlafe. Erster Herr: „Sprechen Sie im Schlaf?“
Zweiter Herr: „Nein, meine Frau sagt, ich bringe sie ganz zur Veraweiflung, denn ich lächle nur!“

Wiß. Erster Herr: „Sie sollten sich ein wenig mehr in acht nehmen, wenn Sie abends die Fensterordänge schließen. Gestern sah ich, wie Sie Ihrer Frau einen Fuß gaben!“
Zweiter Herr: „Da, ha, ha...! Das ist aber ein Wiß! Das kann schon nicht stimmen, denn ich war ja gar nicht zu Hause!“

Aus der Schule. Der Herr Schultat hielt eine scharfe Prüfung ab. Rasch stellte er allerlei nicht leichte Fragen. Aber die Schulbuben waren tüchtig und wußten stets eine richtige Antwort zu geben. Da plötzlich fragte der hobe Herr: „Sag mal, mein Sohn, was siehst du vor, ein Siebentel oder ein Sechself einer Apfelsine?“
„Ein Siebentel,“ sagte loaleich der Junge.
„Aber du weißt doch, daß ein Siebentel nur nach mehr lautet und doch weniger ist als ein Sechself.“
„Ganz recht! Aber ich mag keine Apfelsinen!“ lautete die unerwartete Antwort.

Die verlorene Bäse. Der Auktionator künfterte eine Zeitskion mit einem erregten Mann unter den Käufern, dann hob er die Hand und bat um Ruhe.
„Ich will verkünden, daß dieser Herr das Unglück gehabt hat, seine Bäse mit 500 Pfund hier zu verlieren. Er bietet dem Wiederbringer eine Belohnung von 20 Pfund.“
Nach einiger Stille rief ein Mann aus dem Publikum: „Ich stehe 50 Pfund.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Mußbestunde
Zur Unterhaltung und Belehrung

15. Woche 48. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 11. April 1928

Ich möchte wieder ein Kind sein . . .

Ich möchte wieder ein Kind sein
Und ohne Schwere wie der Wind sein
Und abends nach dem Schlafengehen
Von all den irdischen Dingen träumen,
Die in den Märchenbüchern stehen,
Von Zaubergeräten und goldenen Wäumen
Und Feen, die mit ihren Geheulern
Die Ärmsten unter den Menschen bedenten . . .
Und ich möchte, daß in der Nacht
Eine Mutter wieder über meinen Schulumat wacht.

Willi Frey

Lebensbejahung

Aus der Welt jenseits dieses Lebens hat noch niemand berichtet, selbst die biblischen wiedererweckten Toten schwiegen sich darüber aus. Aber jene, die am Rande des Lebens schon gestraudelt haben, und fast oder scheinbar den großen Schritt bereits getan hatten, dann aber dem Leben wiedergegeben wurden, können von dieser Scheidelinie erzählen. Ihre Darstellungen aber umfassen meist nur einen einzigen Gedanken, einen einzigen Satz. Und dieser Satz lautet fast immer auf Lebensbejahung. Nach einem ersten Ansat zum Schritt ins Jenseits — sei es ein unfreiwilliges Geschehnis gewesen oder vorbedachter Wille — ist es sogar immer ein Schrei nach dem Leben, und sei es noch so arm. Stabtelt es sich um eine verurteilte freiwillige Tat, dann kommt eine Wiederholung so selten vor, daß darüber regelmäßig die Presse berichtet; allubäufig aber erscheint diese Rubrik nicht. Erste Aussprüche so Geretteter sprechen oft Bände in launlicher Herr.
„Werde ich wieder geliebt, Herr Doktor?“ ist vielfach eine erste Frage, die sogar oft wiederholt wird.
„Es war eine Gelei“, sagte ein aus schwerer Dünmacht infolge Brustschuß wiedererwachter Lebensmüder.
„Hilf!“ schrie ein freiwillig ins Wasser gegangener Mensch. Und dann im Krankenhaus: „Es muß auch lebend geben, es muß, es muß!“
„Was ist denn los?“ fragte verwundert ein anderer vom Wasser-tode Geretteter nach launen Wiederbelebungsversuchen. Und nach einer Weile der Balmung: „Lieber Gott, es war gar nicht so artig nötig.“
„Ne wieder!“ sagte einer, nachdem er rechtsseitig vom Strich befreit war.
„Ein von einer Schußverletzung genesener Lebensmüder, früherer Kriegsteilnehmer, sagte erklärend: „Es war schwer. Im Felde eine Kugel von irgenwemher frieren — Pengl erledigt —, ist ein Kinderpiel. Aber selber . . . Es ist etwas anderes. Ich war ein Döse.“ — „Und wie geht's?“ — „Mal hin, mal her, nicht besser als vorher, aber ich lebe und muß leben.“ —
„Das hätte ich mir eriparen können“ meinte ein vom Gastod Erretteter.
„Das Wasser stand mir am Hals.“ — „Und deshalb gingen Sie ins Wasser?“ fragte der Polizeibeamte. — „Ja.“ — „Und was jetzt?“ — „Ich nehm's wieder auf.“
„Das Leben ist doch schön“ sagte ein Dienstmädchen, als der Arzt ihr erklärt hatte, sie sei außer Gefahr. „Und ich danke dem Herrn Doktor auch“, fügte sie leise und herzlich bei.
„Das war der Herr gar nicht wert — der — mit seiner Liebe“ sagte ein anderes Dienstmädchen nach einem Verastungs-verlust mittelfst Gas und auf Kosten ihrer Herrschaft.
„Von den Badnischenen sprang ein junges Paar eilig auf, als der Zug etwa hundert Meter nahe gekommen war. Der Lokomotivführer hatte gar nicht gemerkt und gebremst, fuhr aber weiter als die beiden sich entfernt hatten. Beim langsamen Vorbeifahren an ihnen schrie er hinaus: „Was fällt euch Späßen denn ein, den Zug zu gefährden?“ Als der Zug vorbeigefahren war, saate der junge Mann zu seiner Geliebten: „Wir wollen doch noch einmal versuchen zu leben. Jetzt wär's vorbei.“
Eine interessante Geschichte über sogenannte letzte Empfindungen vermittelte Aufzeichnungen aus Speyer aus dem Jahre 1891. Doch seien Lebensmüde vor dem Versuch gewarnt; denn es könnte nämlich auch anders sein. — Als Folge von Rede und Gebete wurde am 11. April zwei Knaben im Alter von 13 und 14 Jahren, ob man mit einer kleinen Art einem Menschen den Kopf abschlagen könne, schlug der Jüngere dem Älteren den Kopf ab. Der Beweis war also erbracht auf Grund eines Todes, der Täter aber hatte das Leben verwirkt, trotz seiner Jugend. Durch die Schergen

wurde er nachts zwischen 9 und 10 Uhr ertränkt. Als er die übliche lange Zeit im Wasser gelegen hatte, wurde er herausgezogen, worauf die Schergen feststellten, daß nach Urteil und Recht an ihm gehen sei. Als sie ihn aber in den Totenbaum legten, begann er zu röcheln. Bevor er wieder zu sich kam, wurde er auf Befehl der dabei anwesende Richter abermals ins Wasser geworfen, er sollte lange liegen und wohl abkühlen. Als er das doppelte und dreifache der üblichen Zeit unter Wasser war, sogen sie ihn wieder heraus. Richter und Schergen stellten gemeinsam den Tod fest, die Richter entfernten sich und die Schergen legten den Körper in den Totenbaum und stellten ihn im Totenhäuse auf, daß er am anderen Morgen begraben werde. Während die Schergen andere Arbeiten verrichteten, röchelte der Knabe abermals, daß die Gräuer fortantanten und die Richter wieder hielten. Als sie zurückkehrten, sah der Knabe aufrecht am Totenbaum. Die Richter ließen ihn nun in eine warme Stube bringen, daß er sich erhole. Dann fragten sie ihn: „Wo bist du denn gewesen und was hat dich so be-täubt?“ Darauf gab der Junge zur Antwort: „Das weiß ich nicht, ich bin aber auf einer schönen grünen Wiese gewesen, dort ist ein alter herrlicher Mann mit einem langen grauen Bart in einem Sessel gesessen und viele kleine Knäblein sind auf der Wiese um ihn hergelaufen, die haben alle weiße Hemde und rote Strümpfe angehabt. Mich wunderte aber, wie ich in das Totenhaus gekommen bin.“ Als der Knabe von solchen Dingen rebete, gaben ihn die Richter frei, verließen ihn aber der Stadt und der Gegend. So hatte das Leben gewonnen; was später aus ihm geworden ist, weiß man nicht. — Neugierige seien aber gewarnt, jene grüne Wiese zu sehen, denn nicht jedermann verfügt über die Körperbe-schaffenheit dieses Jungen. Und das Gebundensein an das Leben ist stark. Karl Birner.

Im Reiche des Ibn Saud

Das erwachende Aßen. — Gespräche mit einem Scheich.
Erliebniße von Heinz Schäfer
(Nachdruck verboten)

Zentralarabien, eines der wenigen Länder, das dem Europäer bis jetzt ziemlich verschlossen blieb, bietet dem Forscher ein uner-messlich großes Feld. Die Bewohner, mit Ausnahme der nomadi-sierenden Beduinen, sind Arabiten, die im Gegensatz zu den Su-niten, Mohammeds Schwiegersohn „Ali“ als den eigentlichen Nach-folger des Propheten anerkennen. Bekannt als große Fanatiker, Christenfeinde, bilden die Arabiten dem Europäer, der das we-nig bekannte Gebiet als Studienobjekt wählt, ein großes Gemmis, nicht allein, daß das Betreten der beiden Städte Mekka und Me-dina jedem Christen unter Todesstrafe verboten sind, auch außer-halb der Städte ist der Nichtmoslem in Gefahr. Es sei denn hin und wieder, daß ein gastfreundlicher Beduinenstamm dem Europäer als Gast in sein Zeltdorf aufnimmt und diesem die gleichen Rechte eines Moslem einräumt.

Wir befanden uns in der Ebene „el Fieb“, nabe der nordara-bischen Wüste. Das unendlich lablaebe Sandmeer erinnerte mich an so manche Reile durch Aßen und Afrika, wo ich mit „Ahmed“, meinem Diener und Dolmetscher, stets den durch fanatische Wölfer drohenden Gefahren entlang. Ahmed war Araber, sprach ver-schiedene europäische Sprachen, und was für mich die Hauptsache war, er beherrschte die verschiedenen Dialekte der Stämme. Durch ihn war es mir ermöglicht, das Leben und Treiben der Stämme zu studieren. Gerade in Zentralarabien, wo noch unendlich viel auf die Höflichkeitstform gegeben wird, ist das Bekommen des Euro-päers dem Moslem gegenüber kein allzuleichtes. Es ist nicht leicht, mit welcher Hand der Gruß gegeben wird; stets ist die Rechihter zu benützen. Der Fremde vermeide, den Araber mit dem Gruß „Salam“ anzureden; er gilt nur für den Moslem, der Christ grüße mit dem Worte „Saido“. Befindet man sich als Gast im Lager, so achte man auf die Umgangsformen beim Essen, Rauchen und Kaffeetrinken. Man vermeide, sich auffällig dem Studium der Frauen zu widmen, auch frage man niemals nach dem Befinden. Zeit einem der Gastgeber ein schönes Bild — Waffe oder Tep-pich — so verjude man keine allzu große Verwunderung zu zeigen, da dies als Reich betrachtet wird, sondern man preile Allah (Gott), der dem Gastgeber all das Schöne schenkte. Je mehr sich der Euro-päer die fremden Umgangsformen angewöhnt, desto mehr freut er in der Achtung des Gastgebers.

Es war Abend, wir hofften noch vor Dunkelheit eine Aufbe-lung der Schereral-Beduinen zu erreichen. Matt besahen die

Abendhonne die herrliche Wüstenlandschaft. Etwa ein Kilometer vor uns lagen wir, in dunklen Rauch gehüllt, die schwarze Seite einer Aufhebung. Meiner Karte und Berechnung nach, konnten es nur die Scherata sein. Unmittelbar nordwestlich des Kamel die Schritte, auch das Tier erlebte die wohlthuende Abendfrische, — das Wasser — die Ruhe. Wir wurden bemerkt, einige Beduinen ritten auf uns zu. Ahmed funktionierte als Dolmetscher. Die Beduinen erkannten sofort, die uns von dem Stamme „Beni Mif“ als Freundschaftszeichen mitgegebene Porzellanmünze. Bald war das Lager erreicht, wo wir von einer Schar Männer und Kinder erwartet wurden. Schon an dem Gewande des ehrwürdig aussehenden alten Beduinen, erkannte ich in ihm den Scheich des Stammes der Scherata. Ahmed zeigte unsern Talisman, worauf wir in höchlicher Weise in das Gastzelt geführt wurden. Scharen von wilden Hunden liefen knurrend über den Weg, halbnaakte Beduinenkinder hingen mir am Arme. Schnell teilte ich an die Kinder einige Münzen aus. Das Gastzelt enthielt weiter nichts als ein mit Fellen und Matten bedecktes Holzgerüst. Wir nahmen im Kreise des Scheichs und der Lagerältesten Platz.

„Alan, wa jablan“ (Seid willkommen) sprach der Scheich und gleich erschienen zwei junge Beduinen mit dem arabischen Kaffee und der Wasserflasche. Der Scheich fuhr fort:

„Eiwatan betaal fen?“ (Wo ist deine Heimat?)

„Weit von hier, über dem großen Meere in Allemangien!“

„Wir haben viel von den Allemangien gehört, man hat sie uns als schlechte Menschen geschildert, doch wir glauben nicht daran!“

Ich war erstaunt über die Worte des Scheichs und fragte:

„Warum glaubst du es nicht, Gebieter?“

„Sidi, (Herr), wenn wir auch weit von den Städten wohnen, nicht lesen und schreiben können, so erfahren wir doch manches. Wir hörten, daß die Deutschen von allen Stämmen der Welt angegriffen wurden, erfuhr, daß sie tapfer kämpften und wert wären Morkem zu sein. Die Anglesi (Engländer) — Allah möge sie verdammen — wollen schon längst in unsere Heimat eindringen, doch so lange es noch Beduinen gibt, wird kein Fuß von ihnen unsere Lager betreten.“

„So bist du also kein Freund der Anglesi?“

Die Augen des Scheichs funkelten, mit satternder Sprache fuhr er fort:

„Die Anglesi haben kein wahres Wort. Sie verdrängen unsere Brüdern in Aegypten die volle Freiheit zu geben, sie haben es nicht gehalten. Ihre Krieger stehen heute noch in Aegypten, haben große Lager in dem Sudan, der die Wasserquelle für Aegypten ist. Nicht mehr lange werden sie Herrscher sein und ich treue mich gegen diese Scheltan (Teufel) kämpfen zu können.“

So sprach mein Gastgeber, der Scheich eines Nomadenstammes, das Oberhaupt von Menschen, die vielfach noch in Europa als un kultiviert gelten werden. Ich war erstaunt über den geistlich hochstehenden Mann und überhörte die an mich gerichteten Fragen vollständig.

Der Scheich und die Lagerältesten saßen sich zum Gebet zurück. Und so lag ich allein vor dem Zelte, immer noch in Gedanken an die letzten Worte des Scheichs. Ich sah die Frauen emsig an den Feuerstellen, sah sie beim Baden des arabischen Maisbrotes. Eine etwa zwei Meter hohe Zisterne dient als Badofen. Nachdem das Feuer die Steine der Zisterne erhitzt hat, wird der Teig an der Rundung derselben angelegt und nach etwa zwanzig Minuten als abgedecktes Brot entnommen.

Wir haben wieder im Kreise der Beduinen. Das Nachtmahl begann. Der erste Gang bestand aus Reis mit Hammelfett getränkt, der durchweg mit der Hand gegessen wurde. Nachdem wurde ein am Spieß gebratener Hammel in den Kreis gekelt, dazu gab es rohe Gurkenschnitze in saurer Sahn, als Nachtisch getrocknete Datteln und Dornen.

Die Frauen saßen unweit mit den Kindern und verpeiffen die Reste des Gastmahles. Die Beduinenfrauen sind im Veraleich zu den in den Städten lebenden Araberinnen um vieles freier. Sie können sich, da sie weniger beschäftigt sind, vielmehr den Kindern widmen. Die Männer betätigen sich in der Hausarbeit mit Kamel-, Schaf- und Ziegenzucht. Die Feldarbeiten, wenn solche vorhanden, obliegen den Frauen.

Langsam noch sah ich mit Ahmed im Kreise der Beduinen. Das Lagerfeuer erhellte die Gesichter der wilderwagigen Wüstenhühner — der Mond warf sein helles Licht auf die schwarzen Zelte der Nomaden — auf die unendliche Fläche, die tote, gelbe Wüste. Nicht dabei das Spiel der Frauen mit den Kindern, — Gelänge und Tänze der Beduinen — das Gebeul der Schakale und Hyänen.

— Mitternacht. — Ahmed schlief schon lange. Ich sah immer noch vor dem Zelte und betrachtete die vom Mond beschienene Wüstenlandschaft. Meine Gedanken fliegen über das große Meer, der Heimat zu. Im Geiste gelang ich mich in der Großstadt — ich das bewegte Leben — die Straßen mit rauchenden Autos — die dichtgedrängten Vergnügungspaläste — im arauen Morgenebel die Nachtlokale mit bleichen, schlaftrunkenen Menschen. — O glücklicher Mensch, der ich bin! Befinde mich im Beduinenlager — als Gast bei Menschen ohne Egoismus und Faltschheit, lebe das friedliche Familienleben der Nomaden, die vielfach noch in Europa als wild bezeichnet werden. —

Die Geschichte des Hundes

Von Paul Krüger

Der Hund ist von je der Freund des schaffenden Volkes gewesen. Wenn ein Mann in Barentsch seinen Hund an einen Herrn in Paris verkauft, und der Hund mit diesem Herrn überfließt, — und dennoch wenige Wochen später vor der Tür seines Herrn in Barentsch steht, den seinen Vater hat er zu Fuß zurückgelegt, obwohl er ihm doch unbekannt war, so sehen wir vor einem Wunder, vor einem jener lieblichen Wunder des Alltags, die uns zu denken anregen und uns anregen, uns intensiver mit den Dingen um uns zu beschäftigen, als wir für gewöhnlich tun.

Was ist seit alten Zeiten der Hund dem Menschen? Alexander der Große war über den frühen Tod eines Lieblingshundes so betrübt, daß er ihm zu Ehren eine Stadt mit Tempeln errichten ließ. Der weiße Sokrates hatte die Gewohnheit, bei seinem Hunde zu schwören. Und in wie ruhrender Weise besingt Homer den Hund des Odysseus! Es war nichts Seltenes, daß die Griechen Hundes Bildsäulen errichten ließen. Merkwürdig ist nur, daß trotz alledem bei ihnen (wie bei uns) der Name „Hund“ Schimpfwort war! Das ehrenvolle Schimpfwort, das unsere Sprache kennt. Denn wer möchte nicht so frei sein wie ein Hund? Auch die alten Deutschen hielten den Hund hoch in Ehren. Als im Jahre 108 v. Chr. die Römern von den Kymern besiegt worden waren, mußten diese erst noch einen harten Kampf mit den Hunden bestehen, die das Gepäck bewachten und vor den Feinden nicht etwa feig ohne weiteres davonliefen! So erklärt es sich vielleicht, daß bei den alten Deutschen ein Hund teuer, ja oft doppelt so hoch bezahlt wurde, wie ein Pferd. Der Stammvater des Hausbundes, der Wolf, war ja überdies das heilige Tier Wotans. An Hunden begangene Frevel wurden schwer bestraft. Die alten Burgunder gingen besonders drakonisch vor: wer dort ein Windspiel oder einen Schäferhund stahl, mußte auf aller Öffentlichkeit dem Hund den Hintern küssen, oder aber eine Strafe zahlen, die dem Wert des gestohlenen Hundes ungefähr entsprach. — Die Spartaner opferten dem Gott des Krieges junge Hunde, um seine Gunst zu gewinnen. Das Höchste laut aber Joroqater von den Hunden: „Durch den Verlust des Hundes besteht die Welt.“ Wolf und Schafal dürften als die Stammväter des Hundes anzusehen sein, und zwar natürlich in ihren Urformen, denn schon in der Steinzeit des Menschen, wurde der Hund zum Haustier. Die älteste vorgeschichtliche Hunderrasse war ein kleines, unermeslich ähnliches Tier, dessen Skelette man häufig in den Vorhöfen der Pfahlbauten gefunden hat, und das die Verwandtschaft mit dem Schafal unabweislich erkennen läßt. Dieser Vorfahr, wie man ihn nennt, wird sich zunächst nur an den Wohnplätzen der Menschen aufhalten haben, ohne wirkliches Haustier zu sein, in einer ähnlichen Doleinsform, wie wir sie heute bei den Pariahunden der orientalischen Städte finden, die auch in halbwildem Zustand in der Nähe der Menschen leben, aber keinen eigentlichen Herrn haben, daher auch nicht als Haustiere zu bezeichnen sind. Erst der Pfahlbauer, der sich wirtschaftlich Wohnstätten schuf, hat dann auch den Hund zum Haustier gemacht. Skelettfunde beweisen vielfach, daß Hunde in der Erde befreit wurden, also zu den heilig gehaltenen Tieren gehörten. Wir wissen über die Religion des Steinzeitmenschen wenig, können aber annehmen, daß der Hund irgend eine Rolle in ihr spielte, gleich der Katze.

Die Urinstinkte der Stammväter sind auch bei den heutigen Hausbunden noch deutlich zu beobachten und geben jedem Tierfreund die Möglichkeit, durch Jahrhunderte dauernde den Anstich an den einfachen Anfang zu finden: der Hund macht, ehe er sich auf sein Lager legt, mehrere Runden um das Bett herum und schnarrt dabei mit den Beinen, auch in der Stube, genau wie seine wilden Stammeltern in grauer Vorzeit es taten, wenn sie nach langem Umherstreifen sich zur Ruhe legten. Reichlich ernährte Hunde verharren einen Teil der Nacht in der Erde, sie haben das mit dem Schafal gemein, der sich auf diese Weise Ruhe aufhebt, da er sicher ist, durch seinen Geruchssinn das Versteck unfehlbar wiederfinden zu können. Wenn Hunde bei lauten Tönen und bei Musik heulen, so tun sie das nicht etwa, weil ihr Kunstverständnis beleidigt wird, sondern weil die Musik uralt E s i n n e r u n g e n weckt an das Gebeul ihrer Vorfahren, der Schakale, in der Steppenmacht. Gerade auf den angeborenen Instinkten lassen sich die besten Dressurergebnisse aufbauen.

Die Hundesprache ist ausdrucksvoller als die Laute anderer Tiere; das dürfte darauf zurückzuführen sein, daß die in Rudeln lebenden Wildhunde das Bedürfnis empfinden, sich gegenseitig Mitteilungen zukommen zu lassen, sich Gefahrensignale zu geben. Knurren, Winseln, Heulen stellen geben eine reiche Scala von Ausdrucksmöglichkeiten. Wer mit einem Hund umgeht, wird seine Tönungen bald unterscheiden lernen. Zudem sehen dem Hunde mancherlei Gebärden zur Verfügung, um seine Gefühle auszudrücken, ebenfalls in ganz anderem Maße als irgend einem anderen Tier; Schwanzschlagen, Zucken der Ohren, Schnüffeln der Nase, Scharren mit den Beinen, Lecken mit der Zunge. Daß er auch träumt, ist häufig beobachtet worden, denn er knurrt, bellt und winselt im Schlaf, wedelt auch mit dem Schwanz und macht ähnliche Gebärden, wie man im Wachzustand an ihm beobachten kann. Es müssen also Gefühlsregungen ihm Eindringen vorkommen, die ihn zu diesen Bewegungen und Tönen veranlassen.

Dabei ist jede einzelne Hunderrasse so gänzlich verschieden von der anderen, daß man es eigentlich wieder mit einem ganz anderen Geschöpf zu tun haben meint und völlig neue Beobachtungsformen finden muß. Um ein guter Hundbesitzer zu sein, muß man sehr viel Tierliebe mit scharfer Beobachtung und guter Psychologie

vereinen. Sonst bleibt man dem Hunde gegenüber verständnislos und ist nur der, der ihm kein Futter gibt, aber seine Seele vernachlässigt.

Die Hauptstadt ohne Einwohner

Australiens künstliche Hauptstadt

Ein Jahr ist seit der feierlichen „Eröffnung“ der Hauptstadt Australiens vergangen. Am Monat März 1927 erfolgte in Canberra die Einweihung des neuen Parlamentsgebäudes des neuen australischen Bundeshauptstadt. Ein Parlament inmitten leerer Straßen und Plätze, inmitten einer unbewohnten Sandwüste. Die Geschichte Camberras, der neuen Hauptstadt Australiens, ist die Geschichte der die Viskarie später einmal über die Entstehung einer Hauptstadt verzeichnen wird. Was man bisher von dieser Hauptstadt sieht, sind ein paar Regierungsgebäude, modernste Beamtenwohnhäuser, sorgfältig vermessene kanalisiert Straßen und Wege nach den großzügigsten Gesichtspunkten modernster Verkehrserschließung angelegt, parzelliert, kanalisiert, asphaltiert und beleuchtet, aber ohne Häuser, ohne Bewohner. Die Hauptstadt eines Erdteils ohne Menschen.

Canberra liegt ungefähr 8 Stunden von Sydney entfernt auf der Höhe des Berglandes, 700 Meter über dem Meeresspiegel. Das Stadigebiet der künstlichen Hauptstadt Australiens ist aus dem Territorium New-Süd-Wales, in dem es liegt, herausgelöst worden und mit einem Gebiet von ca. 100 engl. Quadratmeilen zum autonomen Staatsgebiet erklärt worden. Wehlich wie in den Vereinigten Staaten die Bundeshauptstadt Washington als besonderer Staat aus dem Territorium abgetrennt worden ist.

Das amerikanische Vorbild wirkt sich nicht nur verwaltungs-technisch, sondern auch in Bezug auf seine verkehrstechnischen und architektonischen Anlagen in der neuen australischen Hauptstadt aus. Der Streit zwischen Sydney und Melbourne, den man nicht entscheiden kann, ohne einem der beiden Rivalen Unrecht zu tun, ist es, der diese künstliche Hauptstadt Australiens entstehen ließ. Die Pläne für den Bau der neuen Bundeshauptstadt reichen bis zum Jahre 1908 zurück, konnten aber erst nach Beendigung des Weltkrieges ernsthaft in Angriff genommen werden. Die Lage der neuen Hauptstadt ist so gewählt, daß sie von Sydney wie auch von Melbourne, Adelaide und Brisbane gleich gut erreicht werden kann. Die Entfernung beträgt von Melbourne 400 engl. Meilen, von Adelaide und Brisbane 900 engl. Meilen. Die Stadt ist wunderbar gelegen, von allen Seiten fließend von Bergen umgeben.

Keine Wege und Flüsse durchströmen das Stadtgebiet und erstehen sich in dem Monsongebiet, der die Stadt durchfließt. Auf dem düstigen Stadigebiet, das noch vor kurzer Zeit ein Sandgebiet war, werden sich in Kürze amphotheaterähnlich die Häuser erheben. Die Regierung hat verstanden, den modernen Grundrissen des Städtebaues Rechnung zu tragen und eine Stadt zu schaffen, die allen Anforderungen der modernen Hygiene und Technik entspricht. Die Lage der Stadt soll in klimatischer Beziehung außerordentlich günstig sein. Die Niederschlagsmengen sind etwa so groß wie die in Westdeutschland. Die Temperatur entspricht der Temperatur der gemäßigten Zonen und beträgt im Jahresmittel kaum mehr als 10 Grad. Die Schwankungen der Sommer- und Wintertemperatur halten sich in mäßigen Grenzen.

Um den Charakter der Stadt als Haupt-, Regierungs- und Verwaltungshauptstadt zu sichern, sind Maßnahmen getroffen, die Industrie aus dem Stadigebiet fernhalten. Die Erziehung sämtlicher Bantzen unterliegt der Genehmigung eines besonderen Stadigebietes. Der Grund und Boden kann von niemandem käuflich erworben werden, sondern wird nur für die Dauer von 99 Jahren verpachtet. Die lebenswichtigen Betriebe, wie Kraftwerke, Wasserwerke und Mähdreien, werden in einiger Entfernung von der Stadt angelegt. Die Stadt wird auf diese Weise das Aussehen einer Gartenstadt erhalten. Heute beträgt die Bevölkerungsziffer allerdings kaum 4000 Köpfe. Um den Zusatz der Zivilbevölkerung zu fördern, hat man vorläufig die Bewohner von allen Gemeindesteuern befreit und für die Gemeindearbeiter Lohnsätze festgesetzt, die einem Wochenlohn von ungefähr 100 K entsprechen.

Kedner-Anekdoten

Im Reichstag wird wieder einmal viel geredet. Müde des Gesprächs begeben sich viele der Journalisten in den Erfrischungstraum und erfrischen sich. Dann und wann springt einer von ihnen auf, läuft über die Treppe nach oben, ob der Kedner vielleicht etwas außergewöhnliches verfinde. Oben angekommen, hört er den Redestrom mit der gleichen Gemächlichkeit ermüdend weiterfließen, will aber gerne ganz sicher geben und stellt daher einem betrübenden Kollegen flüsternd die Frage: „Redet er bloß — oder sagt er was?“

Zu Aristoteles kam jemand und entwidete ihm in einer langen Rede seine Gedanken über dies und das. Aristoteles verhielt sich schweigend. Der Kedner redete funkenlang. Als er schließlich zu Ende gekommen war, schien er so etwas wie Gemütsruhe zu verspüren, denn er fragte:

„Habe ich dich gelangweilt?“

„Keineswegs“, beruhigte ihn der Philosoph, denn ich hörte garnicht zu.“

In einer Wahlversammlung trat jemand als Gegenredner auf. Er war gerade kein Cicero. „Gemeine Parde“, laute er ganz und machte eine Pause. „Gemeine Parde — umschlingen uns“, fuhr er fort. Aber da lag er schon draußen.

Der Herr Robert Hall, einer der bekanntesten Kanzlebedner Englands, entsagete, als er betraut wurde, wie viele Predigten ein Geistlicher in einer Woche ausarbeiten könne. Wenn er ein Mann vor hervorragender Begabung ist eine, ein Mann von gewöhnlichen Fähigkeiten, zwei, wenn er ein Geiz ist, sechs.“

Der Chef höchst erregt: „Sie bummeln die Nächte — Sie kommen zu spät ins Büro — statt zu arbeiten, bösen Sie vor sich hin — was Sie schreiben, ist dumm — was Sie rechnen, ist falsch — um jeden Fleckchen ist ich dabei, man ich zahle... Ueberhaupt Herr: Was schreiben Sie so verbissen, warum reden Sie nicht, wenn ich Ihnen Ihre Fehler vorhalte?“

Der Buchhalter — bescheiden: „Glauben Sie, Herr Schwarz, wenn ich schwäge, red ich nicht?“

Müller war seiner Ehe überdrüssig und suchte seinen Rechtsanwalt auf, dem er die Riste seiner Beschwerden vorzuzug. Und dann, ihr Redeschwall macht mich rein verrückt. Sie redet und redet den ganzen Tag und die ganze Nacht. Es ist nicht zum Aushalten!“ „Vorüber redet sie denn?“ fragte der Anwalt voll Teilnahme. „Ja, das laßt sie nicht“, erwiderte Müller.

Episode vom Rundfunk

Von Alfred Auerbach

Chorprobe auf dem Sender. — Gleich darauf im selben Raum klassisches Konzert.

Die Chormitglieder müssen eiligst den Saal räumen. Dabei verhält man gern etwas.

Der Sprecher kündigt das Konzert an: „Achtung! Achtung!“ Wir beinahe mit der Stunde klassischer Musik aus der Zeit Bachs unter Leitung von Herrn Musikdirektor...“

„Ich höbe mei Rapp vegesse“ —

„Hil! Hil!“

„Sie muß doch da sei.“

„S... i...!“

Der Sprecher nimmt verzweiflungsvoll und deutet auf das Mikrophon, das zur Aufnahme eingestellt ist.

Der Mann mißversteh: „Ei! Wo dann? Do is niz.“

„S... i...!“

Der Sprecher rauft sich die Haare aus — Er mimt: „Geben Sie doch taus!“

Der Mann: „Gleich — eben hab ich sie. Gun Dwend.“ —

Aus den Briefen an die Rundfunkleitung:

Der gestrige bunte Abend begann mit einer reizenden Improvisation. Es war wirklich ein entzückender Einfall. Nur das musikalische Stück war dann langweilig...“

Ein aufmerksamer Hörer.

Welt und Wissen

Die größte Industrie der Welt. Als solche hat trotz der riesigen Ausdehnung mancher modernen Industriezweige noch immer die alte, im 15. Jahrhundert begründete Baumwollindustrie zu gelten. Nachdem im 14. Jahrhundert venetianische und genuesische Schiffe die ersten Baumwollbollen nach Europa gebracht hatten, entwickelte sich im folgenden Jahrhundert die junge Industrie zunächst in England, wo die mechanische Weberei seit der Erfindung des Webstuhls durch Baucanson sich ein Industriezentrum in Manchester schuf, das noch heute ersten Ranges ist. Im Jahre 1760 fabrizierte England für knapp 5 Millionen Goldfranken Baumwollwaren; heute ist die Ziffer auf über 5 Milliarden pro Jahr gestiegen. Die Zahl der Baumwollwebstühle in der ganzen Welt beträgt nach einer neueren Statistik circa 2 400 000, wovon etwa 750 000 auf England entfallen. Man schätzt den Wert der gesamten derzeitigen Scherproduktion an Baumwollstoffen und aus Baumwolle hergestellten Waren auf annähernd 25 Milliarden Goldfranken. Solche ungeheuren und nützlichen Werte hat der Mensch aus der erfindungsreichen Verwendung des weichen Samens eines bescheidenen Strauches zu schaffen gewußt.

Die Vermehrung der Tiere. Die Zahl der Nachkommen beträgt im Durchschnitt beim Elefanten 3, beim Sperling 30, beim Stachling 80—100, bei der Wanderratte 250, bei der Forelle 2—3000, bei der Bienenvogel 40—50 000, beim Seehund 200 000, beim Karren 500 000, beim Kalb 1 Million, beim Sturmwurm 30—40 Millionen, beim Wandwurm 200 Millionen. Die Tiere vermehren sich umso stärker, je ungünstiger ihre Lebensbedingungen sind. Zwar besitzen die Tiere von Natur aus schon die verschiedensten Mittel, um sich gegen Vernichtung durch stärkere Feinde oder durch die Unbillen der Witterung zu schützen, aber vielfach bleibt ihnen als einziges Mittel, den Bestand ihrer Art zu erhalten, nur die sehr starke Vermehrung. Aus der ungeheuren Fruchtbarkeit der Kleintiere, insbesondere der Insekten und Parasiten, ersehen wir zugleich, wie schwer es uns gemacht wird, wenn es gilt, schädliche Tiere zu bekämpfen.

Welches ist die längste Eisenbahn? Die längste Eisenbahn ist die europäisch-asiatische, die von Sibirien über Paris, Berlin, Moskau und Irkutsk nach Wladivostok führt. Ihre Länge beträgt 15 500 Kilometer. Zur Zurücklegung dieser Strecke braucht der Schnellzug mit einer mittleren Geschwindigkeit von 65—75 Kilometer ohne Aufenthalt 200 Stunden. Da die Schnellzugsgeschwindigkeit der russischen Bahnen nur etwa 35—40 Kilometer beträgt,